Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1908

260 (5.11.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 88

Visual Library

Tierschutz.

Das Schweineschlachten. Da deren Zeit jetzt wieder naht, so ist es nützlich, eine Betrachtung im Geiste der Menschlichkeit daran zu knüpfen. Man feiert die im Hause vorgenommene Schlachtung wie ein Fest. Das ist verständlich. Aber dann wird solch ein Fest gewiß noch schöner, wenn man sich sagen kann: Du hast dem Tiere jeden vermeidbaren Schmerz erspart.

Auf dem Lande und in kleinen Städten wird hieran noch gar zu oft nicht gedacht. Das Schwein wird gewöhnlich von einigen Leuten gehalten und bei vollem Bewußtsein abgestochen. Kinder läßt man ebenfalls den Todesqualen zusehen. Das entsetzliche Geschrei, die sichtbare Todesangst kümmert niemanden; ja, das überlaute Todesquieken der unbetäubten Schweine beim Schlachten wird sogar als notwendig betrachtet, weil sonst die Ausblutung weniger gut sei. Es ist aber einfach nicht wahr, daß ein unbetäubtes Tier besser ausblutet. Ist doch auch in allen großstädtischen Schlachthäusern das Betäuben der Schweine zwangsweise eingeführt. Es müßten also die großstädtischen Fleisch- und Wurstwaren einen schlechten Geschmack haben, was doch keineswegs der Fall ist. Töten wir Tiere zu unserem Nutzen, so müssen wir ihnen das Sterben so leicht wie möglich machen. Das gilt keineswegs allein vom Schweineschlachten, sondern vom Töten aller Tiere. Und noch etwas. Jedes Tier, welches unbetäubt geschlachtet wird, stirbt qualvoll, wenn der Kopf herunterhängt, weil dann das Blut aus dem Gehirn nicht ausfließen kann. Tausendfältig werden aber die Schlachttiere noch mit herabhängendem Kopf geschlachtet und es ist eigentlich eine Schande, daß so etwas sich bis in unsere Zeit erhalten hat, während doch längst die Schußtötung besteht, welche blitzartig schnell den Tod herbeiführt.

Des Staatsanwalts Klage.

Der Winter naht — weh mir! — mit grimmer Kälte,
Und Frost und Hunger schau'n mir ins Gesicht;
Der Magen knurrt — wir armen Staatsanwälte!
Hohläugig, schlotternd muß ich zum Gericht.

Fünftausend Mark im Jahr — o bitt'rer Hohn! —
Zahlt uns der Staat; mit zornigem Erröten
Ruf ich es aus: gebt uns gerechten Lohn,
Sonst wird die Not noch unsern Eifer töten!

Weh mir — hab ich umsonst mit Vatermilde
Den Hungernden, der aus Verzweiflung stahl
Als Mensch behandelt nach des Schöpfers Bilde —
Verhalf ich ihm nicht gern zum warmen Mahl?

Gab ich den Frierenden, der bettelnd schwärmte
Von Haus zu Haus, nicht stets in sichre Hut,
Wo man den Aermsten fütterte und wärmte —
Ob er sich auch vergriff an fremdem Gut?!

Und ich? Vor Weh erstickt mir fast die Stimme:
Fünftausend Mark im Jahr — barmherziger Gott!
Dem ganzen Volke in gerechtem Grimme
Künd ich der Staatsanwälte bitt're Not.

Wenn ich vorm Weihnachtsfest nun meine Kinder —
Dich, gutes Lieschen, dich auch, Julius,
Und unsern braven Fürchtegott nicht minder —
Mit Hampelmännern handeln lassen muß.

Dann bricht ein Herz, wie wärmer keins und freier
Sein edles Streben mit dem Tod bezahlt.
Und auf mein Grab schreibt: Hier liegt August Meier,
Er kam im Elend um — als Staatsanwalt!

Emanuel.

Allerlei.

Was du ererbt . . . In einer kleinen Kreisstadt war bei einem Ehepaar ein hübsches Dienstmädchen in Stellung, dessen Reizen der Ehemann trotz seines Alters nicht unzugänglich war. Bald nach seinem Tode heiratete sein Sohn das Mädchen. Ein Goethe-Kenner begleitete dieses Ereignis mit den Worten:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

„Die gute alte Zeit." Einem Wochenblättchen der ehemaligen Reichsstadt Worms vom Jahre 1781 entnehmen wir die folgende Fleisch-Taxe vom 16. Januar 1781: Das Pfund Ochsenfleisch 6 Kreuzer, Rind- und Kuhfleisch, sowie Kalb- und Hammelfleisch 5 Kreuzer, Schweinefleisch 6½ Kreuzer.

Ratgeber.

Landwirtschaft.

Säubert das Kartoffelfeld nach der Ernte! Beim Kartoffelbau muß die Säuberung des Ackerbodens nach der Ernte von allem, was von der Kartoffelpflanze zurückgeblieben ist, als eine für die Gesundheit späterer Kartoffelkulturen wichtige Maßregel gelten. An dem Kartoffelkraut haften allerlei Pilzkeime, die unter Umständen später schädlich wirken können, wie die Pytophthora und das Sporidesmium, auch die Eier von Blattläusen und Kartoffelwanzen. Daher ist das übliche Verbrennen des Kartoffelkrautes nach der Ernte eine in jeder Beziehung zweckmäßige Maßregel. Noch viel wichtiger aber ist es, daß man, wenn bei der Kartoffelernte faule und kranke Kartoffeln gefunden werden, dieselben nicht auf dem Felde zurückläßt, wie das gewöhnlich geschieht, weil damit der Ackerboden verseucht wird mit der Unmasse von neuen Erregern der Kartoffelfäule, welche in den faulen Knollen entstanden sind. Man sortiere gleich beim Ausnehmen der Kartoffeln auf dem Felde die kranken von den gesunden und bringe auch die ersteren vom Felde weg; sie sind noch verwendbar zur Brennerei sowie zum Einsäuern als Futter.

Viehzucht.

Die Entzündung und den Schmerz bei wundem Euter beseitigt man durch Abwaschen mit Arnika-Absud und nachfolgendem Einfetten des Euters mit Borsalbe.

Literatur.

Von der „Kommunalen Praxis" — Verlag Buchhandlung „Vorwärts", Berlin SW. 68 — liegen uns die Hefte 42 und 43 vor. Die Leitartikel beschäftigen sich mit dem Städtetag anläßlich des Jubiläums der preußischen Städteordnung, sowie mit den an vielen Orten bevorstehenden Kommunalwahlen.

„In Freien Stunden" beginnt mit dem 1. Januar 1909 seinen 13. Jahrgang. Unermüdlich ist in den 12 Jahren des Bestehens durch den Abdruck guter Romane, Erzählungen, Novellen, Humoresken usw. gegen die immer noch weit verbreitete Schundliteratur gekämpft worden.

Im Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. in Stuttgart ist soeben erschienen: „Im Strom der Zeit", Gedicht von Ernst Preczang. 168 Seiten. Preis gut kartoniert 1,50 Mk., elegant gebunden 2 Mk.

Der in weiten Parteikreisen bekannte Genosse Preczang gibt unter obigem Titel zum erstenmale eine Sammlung Gedichte heraus; es sind sorgfältig gewählte Erzeugnisse seiner Muse, vorzugsweise Tendenz- und rein lyrische Gedichte, die in fünf Abteilungen gegliedert sind.

Wir möchten das Buch als eine genußreiche Lektüre allen empfehlen, die nach den harten Kämpfen des Tages noch eine Stunde finden, mit unserem Poeten zu gehen. Sie werden erfrischt das Tageswerk wieder aufnehmen.

Von der **„Neuen Zeit"** (Stuttgart, Paul Singer) ist das 5. Heft des 27. Jahrganges erschienen. Das einzelne Heft kostet 25 Pfennig.

Von der **„Gleichheit"**, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen, ist uns Nr. 2 des 19. Jahrgangs zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Der Reformschwindel der Strafprozeßordnung. I. Von H. B. — Die Frau im 18. Jahrhundert. II. Von Hermann Wendel. — Die Gewerbeaufsichtsbeamten in Sachsen über die Frauenarbeit in den Fabriken. Von gh. — Der Bund deutscher Frauenvereine und die Dienstbotenfrage. — Fortschritte der sozialistischen Frauenbewegung in Oesterreich. Von A. P. — Krise und Frauenarbeit. Von W. D. — Hexenglauben und Hexenprozesse. Eine kulturhistorische Skizze von Anna Blos. — Resolutionen und Beschlüsse des Parteitags zu Nürnberg. — Aus der Bewegung: Von den Organisationen. — Bericht der Vertrauensperson der Genossinnen Leipzigs. — Parteitag der niederrheinischen Sozialdemokratie. — Politische Rundschau. Von H. B. — Gewerkschaftliche Rundschau. — Genossenschaftliche Rundschau. Von H. Fl. — Notizenteil: Dienstbotenfrage. — Frauenstimmrecht. — Frauenbewegung. — Quittung.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 88. Karlsruhe, Donnerstag den 5. November 1908. 28. Jahrgang.

Von den Himmelserscheinungen im Monat November.

Von Georg Kästner in Bremen.

(Nachdruck verb.)

Der Nachsommer im Herbst hat diesmal ungewöhnlich lange angedauert, der Winter folgt auf dem Fuße und hat mit Macht plötzlich eingesetzt. Die Länge der Nächte nimmt weiter stark zu und nur noch etwa neun Stunden lang sendet uns im November die Sonne ihre wärme- und lichtspendenden Strahlen zu. Unter diesen Umständen wendet sich unser Interesse naturgemäß der Betrachtung des sternenbesäten Firmaments zu, von dem es auch mannigfaches und interessantes zu berichten gibt.

Auffällig ist jetzt der tief am nördlichen Horizonte stehende große Bär, der in dieser Stellung wegen der astronomischen Strahlenbrechung in der Erdatmosphäre außerordentlich groß erscheint. Wir wissen, daß wir durch die Verlängerung der beiden hinteren Sterne nach außen zu dem Polarstern gelangen, um den sich unser ganzes Himmelsgewölbe zu drehen scheint. Dieser Polarstern ist bekanntlich ein Doppelstern; ein hinreichend starkes Fernrohr zeigt nicht nur einen einzigen, sondern zwei Sterne, die sich um ihren gemeinsamen Schwerpunkt drehen. Der Begleiter ist von zehnter Größe, also unbewaffnetem Auge lange nicht mehr sichtbar. Der Hauptstern, den wir als Polarstern kennen, ist aber wieder, wie das Spektroskop erweist, ein dreifacher Stern. Zwei dieser Sterne laufen in einer Periode von 3,97 Tagen um ihren gemeinsamen Schwerpunkt, der selbst in einer weiten Bahn um einen dritten Stern läuft. Die Geschwindigkeit dieser Bewegung hat sich als veränderlich herausgestellt. Wie nun auf der Licksternwarte auf dem Mount Hamilton in Kalifornien festgestellt worden ist, ist die Geschwindigkeit jetzt wieder die gleiche wie im Jahre 1896; sie scheint also eine Periode von ungefähr 12 Jahren zu besitzen.

Von Nordosten nach Nordwesten spannt die Milchstraße ihr mattschimmerndes Band in geschwungenem Bogen über das Himmelsgewölbe. Zahlreiche Stellen der Milchstraße zeigen bekanntlich auf photographischen Aufnahmen kleinen Maßstabes einen matten Nebelschleier, der in Beziehung zur Anordnung der Sterne zu stehen scheint. Manche dieser Sterne sind von einem sternarmen Saume umgeben, oder sie grenzen sternreiche von sternarmen Gebieten ab. So scheidet der im Schwan stehende einen Teil eines weitreichenden Nebelgebietes bildende Nebel (Herschel V. Klasse Nr. 15), fast genau von Süd und Nord ziehend, eine Gegend größter Sternfülle im Osten scharf von einer solchen geringerer Sternzahl im Westen. Aufnahmen, die Herr M. Wolf in Heidelberg mit dem Waltzrefraktor gemacht hat, lassen nicht nur den von Roberts hervorgehobenen streifigen Bau des Nebels erkennen, sie zeigen auch an verschiedenen Stellen fast zweifelfreie Verbindungen zwischen diesen Streifen und den Sternketten der Milchstraße. Nach neueren Untersuchungen Wolfs hat sich der Nebel tatsächlich als Nebel — nicht als Sternhaufen — herausgestellt. Dies wie andere Forschungen über Nebel sind für die Ansichten vom Bau der Welt von Wichtigkeit. Auf Grund direkter und photographischer Untersuchungen hat man bisher angenommen, daß es in und um kugelförmige Sternhaufen keine oder nur ganz wenige Nebel gebe. Die kleinen unaufgelösten Nebel, d. h. die als Nebel und nicht als Sternhaufen erscheinen, sind am häufigsten fern von der Milchstraße, an der gerade jene Sterngruppen am zahlreichsten sind. Neuerdings hat aber Perrine mit dem Großleyrefraktor der Lichsternwarte bei einer Anzahl kugeliger Sternhaufen ziemlich viele kleine Nebel mit Sicherheit nachgewiesen und in anderen Fällen spurweise erkannt, und zwar am häufigsten von den Gruppen, die von der Milchstraße weiter abstehen. Alle diese kleinen Nebel erscheinen elliptisch oder kreisrund, und wo die Größe hinreicht, um ihren Bau erkennen zu lassen, wurden sie als Spiralen erkannt.

Die Nebelmassen, die sich nach dem Verlöschen des neuen Sternes, der im Jahre 1901 plötzlich im Sternbilde des Perseus auftauchte, rings um diesen bildeten, sind nach den Aufnahmen von Wolf in Heidelberg, der jene Gegend durch zwei je vierstündige Aufnahmen photographierte, jetzt spurlos verschwunden. Da die Platten Sterne von 18. Größe zeigen, aber keine Spuren von Nebelmaterie, so ist damit erwiesen, daß diese Nebel in ursächlichem Zusammenhange mit der Nova standen. Sie waren entweder reflektiertes Licht des neuen Sternes oder die ganze Erscheinung war ein durch die energische Bestrahlung seitens des Sterns ausgelöstes eigenes Leuchten. Vielleicht war auch beides der Fall. Höchstwahrscheinlich existieren die Nebemassen noch jetzt als dunkle Wolken kosmischen Staubes weiter.

Von den großen Planeten ist folgendes zu melden: Merkur wird im Südosten des Morgens bis auf nahezu eine Stunde in der Mitte des Monats wieder mal sichtbar. Die Sichtbarkeitsdauer der Venus nimmt allmählich schneller ab; am Ende des Monats ist der Planet nicht mehr volle drei Stunden sichtbar. Mars wird aber länger zu sehen sein, Mitte des Monats anderthalb, zuletzt zwei Stunden. Jupiter steht Mitte des Monats bei Sonnenaufgang in der Mittagslinie und ist dann nahezu sechs, am Monatsende gar 7 Stunden lang sichtbar. Die Berechnungen der Herren Crommelin und Cowell über den ferneren Lauf des achten Jupitermondes haben dargetan, daß eine Bestimmung der Bahn auf größere Zeiten im voraus nicht angängig ist. Die Verhältnisse der Bahn um den Planetenriesen sind so veränderlich, daß die Umlaufszeit außerordentlich schwankend sich gestalten muß. Die genannten fanden für einen Umlauf 26 Monate. Der Abstand des Mondes vom Jupiter betrug Ende Januar 30, Ende April 25 Millionen Kilometer, war also größer als der kleinste Abstand, den der von Witt entdeckte Planetoid Eros von der Erde einnehmen kann. Für die Erde wäre es unmöglich, in solcher Entfernung einen Mond zum Umlaufe zwingen zu können. Die Masse des Jupiter ist aber bekanntlich über 300mal so groß wie die der Erde. Dieser Umstand und die Tatsache, daß in jener Entfernung von der Sonne deren Anziehungskraft nicht mehr so groß ist, lassen den erwähnten Körper als Mond des Jupiter weiter bestehen. — Saturn ist Mitte des Monats noch 9¼, am Ende nur noch 8½ Stunden lang zu beobachten; seine Sichtbarkeitsdauer nimmt nunmehr also beträchtlich ab.

Von der Sternwarte in Genf kommt die merkwürdige Nachricht, daß ein neuer brauner Ring die hellen Ringe des Saturn umschließe. Die Nachricht hört sich so an, als ob es sich bei der beobachteten Erscheinung um eine Neubildung handele. Das ist aber höchstwahrscheinlich nicht der Fall, es ist vielmehr zu vermuten, daß jetzt, wo das Ringsystem schmal und nicht sehr hell erscheint, ein dem inneren sogenannten Florring ähnlicher Ring zu sehen wäre, der bisher nicht beachtet worden ist.

Der Komet Tempel-Swift ist am 29. September von Javelle in Nizza wiedergefunden worden. Er ist sehr schwach, nur etwa 14. Größe, wird auch nicht mehr viel heller werden, da seine Sonnennähe bereits auf den 4. Oktober fiel und er sich also jetzt schon wieder von der Sonne entfernt.

In einem Vortrage auf der Dubliner Versammlung der British Association am 4. September erwähnte Prof. Turner (Oxford), daß Crommelin und Cowell in Greenwich durch ihre Berechnungen den Halleyschen Kometen sicher bis zum Jahre 87 vor Christi und mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit noch um zwei andere Umläufe bis 240

vor Christi zurückverfolgen können. Vermutlich werden sie auf Grund der chinesischen Berichte noch einige ältere Erscheinungen nachzuweisen vermögen. Die Geschichte dieses merkwürdigen Gestirns ist nunmehr auf zwei Jahrtausende festgestellt.

Am 1. September entdeckte der Astronom der Yerkessternwarte Morehouse einen neuen Kometen, den er als auffällig mit langem Schweif bezeichnet. Nach Berechnungen von Kobold in Kiel sowie von Einarson und Meyer in San Francisko ist die Bahn rückläufig, d. h. geht in anderer Richtung um die Sonne, als die Planeten. Neujahr 1909 wird das Gestirn in die größte Annäherung zur Sonne kommen.

In Bosnien.

II.

In einem weiteren Briefe schreibt der Redakteur der „Wiener Arbeiterzeitung" über seine Reiseeindrücke in Bosnien:

„Die Wacht an der Drina ist aufgezogen, eine lückenlose Vorpostenkette sichert die Grenze mehr als hinreichend gegen dumme Streiche blinder Draufgängerei, die natürlich noch rechtzeitig sehend werden wird, obgleich von Vardište bis Ubac aus allerlei Verdächtiges gemeldet wird. Das ist die Gegend, wo sich Stücke von Bosnien, Südserbien und dem Sandschak ineinanderkeilen, also ein richtiger Wetterwinkel und wie geschaffen zur Versuchsstation für serbische Banden. Es verlautet, daß dort bereits fünftausend serbische Reservisten aus den benachbarten Gauen versammelt sind und fleißig ausgerüstet werden. Um Priboj herum, das schon von der österreichischen Garnison „evakuiert" ist, sieht man am hellichten Tage allerlei Gespenster, deren Spuk angeblich dadurch begünstigt wird, daß die Türken jetzt den Ramazan feiern und sich daher sehr wenig um das kümmern, was sich um sie herum abspielt.

Der Ramazan! Das sieht und empfindet man auch hier deutlich, daß man sich schon im Orient befindet. Weder die Eisenbahn, noch die „Elektrische", noch die englischen Klosetts, noch die eleganten Kaufläden und Kaffeehäuser in der Franz-Joseph-Straße haben ihn austilgen können. Mächtige Komplexe bilden die modernen Häuser der „Schwabas" (Schwaben, Deutsche) und maulwurfsartig hat sich westliches Wesen bis tief in das Allerheiligste des alten Stadtbildes eingewühlt. Und doch steht es noch fast unversehrt da, und doch ist Sarajevo, dieses muselmanische Salzburg, das hohe Berge — nun in herbstlichen Farben schillernd — gar herrlich einfrieden, eine echt türkische Stadt. Wer Augen hat, sieht es auch ohne den Ramazan im Gewimmel der Straßen an den bauschigen, bunten Trachten, an den malerischen Lumpen der Bauern und Chanals, an den Pluderhosen der verschleierten türkischen und unverschleierten christlichen Frauen, an der ganzen wilden, leidenschaftlichen Farbenfreude, in deren üppigem Gewoge das eintönige à la franca-Habit (der westeuropäische Anzug) rettungslos untergeht und gegen die selbst die Pariser Toilettenpracht, für welche die Weiblichkeit der Schwabas einen hochentwickelten Sinn hat, nicht aufzukommen vermag.

Wer aber nicht sieht, der hört es und muß es hören, wenn der Muezzin von der schmalen Galerie, die hoch in den Lüften das schlanke Minarett umgürtet, wie die Lugauswarte die Mastspitze eines Kriegsschiffes, mit weithin vernehmlichem Singsang den Gläubigen mitteilt, daß Allah der Größte und der Einzige ist. Und man muß das Allahu-akbar hören, denn der Minaretts gibt es in Sarajevo sehr viele und dann ist man hier in diesem slavischen Lande im Islam eifriger, inbrünstiger leidenschaftlicher als selbst im arabischen Heimatlande des Propheten.

Nun aber erst im Ramazan! Wie fühlt man sich da in Sarajevo von den bindenden Gewalten orientalischen Wesens umstrickt und umschlungen! Zwei Stunden nach Mitternacht macht ein dumpfer Knall die Wände erbeben und jäh fährt man aus dem Schlafe empor. Das war ein Kanonenschuß! Was ist geschehen? Steht die „tote Legion" der Serben vor den Toren? Ach, nichts dergleichen! Die Mohammedaner haben bloß eben ihre letzte Mahlzeit eingenommen und nun beginnt das große Fasten, das bis zum Sonnenuntergang währt. Und man spürt dann tagsüber das große Fasten. Träge schleicht dann das Leben durch die Zarschija, das große türkische Basar- und Marktviertel. Erst spät am Tage erschließen sich die Buden, Laden und Werkstätten; lässig hämmert der Kupferschmied sein rotes Metall; müßig kauert der Schuster in der höhlenartigen Vertiefung seines zur Straße offenen Holzverschlags, auf dessen Decke wieder ein anderer Meister seinen Laden etabliert hat, und beide wärmen sich an dem vor ihnen stehenden Kohlenbecken die Hände, obgleich es jetzt tagsüber so heiß ist wie im August. Endlich bricht die Dunkelheit herein und der erlösende Kanonenschuß donnert vom Kastell herab. Und nun beginnt das Leben in der Zarschija und in wirbelnde Bewegung gerät die ganze Stadt. Um die hochaufragenden Häupter der Minaretts erstrahlen Kränze von elektrischen Glühbirnen, und wie flatternde Nachtschmetterlinge umschwärmen die Gläubigen diese Lichter des Glaubens, dem sie in fanatisch erglühendem Eifer huldigen.

Ich stehe im prachtvollen Säulenhof der Begova Dschamia; doch über die Schwelle des Gotteshauses darf ich nicht treten, denn eben hat die Andacht der Gläubigen begonnen. Den Hof ziert ein monumentaler Brunnen, von dem es sanft herabplätschert und von dessen Wassern sich eben einige Spätkömmlinge überrieseln lassen. Dort darf ich mich hinstellen, um zu sehen, wie sie im Heiligtum „Gott bitten". („Boga molit" nennen sie das Beten.) Es ist wie das Exerzitium eines Turnvereins, der Freiübungen vorführt. In scharf ausgerichteten Reihen stehen sie hintereinander, in jeder Reihe Mann an Mann gerückt; ein paar Knaben sind dazwischen und auch ein paar angekränkelte Modernisten, die à la franca gekleidet sind. Stramm wie Kerzen stehen sie da und murmeln nach, was der Hodscha ihnen laut vorsingt. Plötzlich verneigt sich alles, reckt sich dann wieder einen Moment empor, doch nur, um in der nächsten Sekunde jählings der Länge nach auf den Teppich hinzusinken, bis die Stirn den Boden berührt. Das ist die Chotba. Sie wiederholt sich im Laufe des Gottesdienstes wohl ein dutzendmal und stellt die Gelenkigkeit des Leibes auf eine harte Probe.

Dann aber strömt alles in die Zarschija hinaus zu Speise, Trank, Lustbarkeit und — Geschäft. Denn die Läden bleiben nun bis Mitternacht offen und die Kaffeschänken füllen sich mit Gästen, die Frauen bilden in den engen Gäßchen plaudernde Gruppen und beim näselnden Sange der Guslaren zeigt es sich, daß diese echten Türken nebenher auch noch echte Slawen sind, teilhaftig all der reichen Poesie des serbokroatischen Stammes. Das Nachtleben des Ramazan ist laut und bewegt, aber friedlich; erst im Bairam wird es heftig und stürmisch, denn da wird der Gebote des Propheten nicht so streng geachtet und der Alkoholsatan Rakija läßt böse Geister los. Zumal im Bezirk Visoko bei Sarajevo soll da keine Woche ohne mörderische Messerschlachten und Totschläge vergehen.

Wer sind diese Mohammedaner eigentlich, die dem Lande Bosnien noch so völlig den Stempel ihres Wesens und ihrer Art aufdrücken? Wer sind sie und wie sind sie? Daß sie keine Türken sind, dessen sind sie sich selbst deutlich bewußt und sie haben trotz aller Klassen- und Religionsscheidung den inneren kulturellen Zusammenhang mit ihren christlichen Landsleuten nie aufgegeben. Kaum dreitausend Menschen in Bosnien sind der türkischen Sprache überhaupt mächtig, der Masse sind nur ein paar Worte und Wendungen, die religiöse und juristische Begriffe bezeichnen, geläufig. Arabisch können gar nur ein paar ganz besondere Schriftgelehrte. Sie sprechen die Sprache ihrer christlichen Mitbürger, und sie sprechen sie nicht bloß, sondern sie lieben sie auch; sie ist ihnen nicht bloß Umgangssprache, sondern Sprache des Geistes und des Herzens. Die serbische Poesie, die Heldenromanze sowohl wie das feingesponnene Liebeslied ist zum guten Teil in ihren Selamliks und in den Gehöften der Agas (der Grundbesitzer) erwachsen. Was der christliche Jüngling vor dem Gartenpförtchen lispelt, um die Liebste zum Stelldichein zu locken, das singt auch der junge Muselmann vor dem vergitterten Fenster der verschleierten Holden, ja er singt es oft genug den anderen vor. Und diese verschleierten Huldinnen sind oft genug selber von den Musen besessen und dichten fleißig mit, bis in die neueste Zeit hinein. Sogar die neueste Kultur spielt schon in diese ewig webende Volkspoesie hinein. Da hörte ich kürzlich ein schelmisches Liedchen, dessen Verfasserin ein herzegowinisches Türkenmädchen ist:

Nur zum Guckloch soll ich kommen, Liebster?
Nur die Augen willst du sehn, mein Teurer?
O, wie zwecklos ist es, mich zu rufen!
Geh nur in die Stadt hinein nach Travnik,
Sieh dort das Elektrische erstrahlen;
So wie das Elektrische sind meine Augen.

Die bosnischen Mohammedaner sind die ehemalige Oberschicht des serbokroatischen Volkes, die nach der Eroberung des Landes Bosnien durch die Türken in hellen Haufen zum Islam übertrat. Dieser Massenübertritt erfolgte um politischer Vorteile willen, daß er aber so leichten Herzens vollzogen wurde, hatte noch seinen besonderen Grund. Die intelligenteren und führenden Elemente der bosnischen Bevölkerung hatten im 14. Jahrhundert der Sekte der Bogumilen angehangen, die in ihrer Wesensart den Sekten der Waldenser und Albingenser nahe verwandt war. Die „Rekatholisierung" geschah ganz besonders unter dem Einfluß der ungarischen Könige in greuelvoller Weise unter Anwendung siedenden Schwefels und geschmolzenen Bleies. Siedender Schwefel und geschmolzenes Blei sind aber keine guten Mittel, brüchig gewordenen Katholizismus zu verlöten. Die Bogumilen blieben innerlich Ketzer; sie nahmen, als die Türken kamen, die auch sonst noch vorteilhafte Gelegenheit wahr, dem Christentum, mit dem sie ja ganz verfallen waren, den Rücken zu kehren.

So wurden sie leidenschaftliche, strenggläubige und dem Koran heißergebene Eiferer des Islam, aber sie wurden keine Türken. Bosniaken nannten sie sich selbst und sie haben in Zukunft im Ottomanischen Reich eine Stellung behauptet, ähnlich der der Albaner. Bosnien lieferte die besten Janitscharen, Bosnien lieferte hochbegabte Wesire und Paschas mit slavischen Namen, aber die Bosniaken blieben ein trotziges, eigenherrliches Volk, dem nie recht beizukommen war. Nicht genug, daß die Christen dieses Landes immer eine schwierige Gesellschaft waren, bis tief ins 19. Jahrhundert hinein ihre Rajahstellung nicht sehr ernst nahmen und stets auf Rebellieren ausgingen, mußte man in Stambul den Schmerz erleben, daß auch die bosnischen Mohammedaner nur solange getreue Untertanen des Sultans sind, als sie von ihm nichts zu spüren bekommen. Oft genug revoltierten Moslems und Christen gemeinsam; besonders unter dem berühmten Risman begovic von Stolac waren sie ein Herz und eine Seele. Nicht selten aber besorgten die Mohammedaner das Geschäft ganz allein und behaupteten ihre Unabhängigkeit gegen Stambul mit zäher Kraft. Zumal Sarajevo war bis zum Jahre 1830 eine wahre Republik, die der Statthalter des Padischah nicht einmal betreten und in die sich kein Beamter der Zentralgewalt in Stambul hineinwagen durfte. Die Aufstände hatten damals noch einen religiös-konservativen Charakter, und erst in den fünfziger Jahren rebellierte das moslemische Bosnien aus sehr praktischen Gründen. Damals sollte nämlich die allgemeine Wehrpflicht realisiert werden, und da gab es in Sarajevo blutigen Widerstand, den schließlich der „eiserne" Omer-Pascha brach, indem er ohne Schonung der Begs, der Agas und der Ünfte die Führer der Erhebung reihenweise aufknüpfen ließ. Auf diese Weise wurde Bosnien erst wirklich unter die Gewalt des Padischah gebracht und bekam sie bis zur Okkupation hart zu fühlen.

Trotzdem sind die bosnischen Moslems schwer von der mohammedanischen Welt loszulösen, und zwar deshalb, weil die Interessen ihrer herrschenden Schichten sehr konservativ sind. Ideologisch stellt sich die Tatsache so dar, daß die Religiosität der bosnischen Mohammedaner einen sehr konservativen Zug behalten und ihre Träger fest an den Orient bindet. Selbst die gebildeten und liberalen Führer der „Bosniaken", die Schriftsteller Pasagic Safed Bek und Ekrem, ziehen zwischen sich und dem „destruktiven" Jungtürkentum eine deutliche Scheidewand. Bei der Uneinigkeit der christlichen Parteien wird es schwer sein, diesen Konservatismus zu überwinden. Die Serben und die Kroaten haben jetzt nichts Vernünftigeres zu tun, als sich um die „nationale" Zugehörigkeit der Türken zu raufen. Die Kroaten reklamieren die Türken für sich und begründen diesen Anspruch mit allerlei mysteriösen und historischen Belegen; die Serben tun desgleichen und haben auch ihre Belege.

Sogar aus Deutschland importierte falsche und überdies noch ungefälschte Rassentheorien müssen herhalten; die Katholisch-Intellektuellen und die Griechisch-Orientalisch-Intellektuellen bilden sich jetzt, weil die serbokroatische Sprache absolut nicht entzwei gehen will, gar noch einen anthropologischen Unterschied ein. Die Kroaten glaubten schon gewonnenes Spiel zu haben, weil sie sich an die herrschende Klasse der Agas und Begs hielten; indessen haben sich die Moslems doch lieber zum Serbentum bekannt. Das heißt, sie bleiben nach wie vor nichts als „Bosniaken"; aber sie haben sich ohne Rücksicht auf Anthropologie und Rassenmetaphysik einfach mit den Serben zu gemeinsamer Opposition koaliert, wodurch nun anderseits die Serben festgebunden sind, indem sie die heikle Agrarfrage, die ja eigentlich hinter dem ganzen nationalen Rummel der Intellektuellen steckt, nicht recht aufs Tapet bringen können.

Rote Asche.

Viele kennen sie, denen aber, die sie nicht kennen, sei gesagt: „Rote Asche" nennt der arme Wanderer die Kupfermünzen, die ihm oft ohne ein freundlich Wort, meist aber mit einem mürrischen Verweis durch die Türspalte gereicht werden. Rote Asche. Wie bezeichnend für die Gabel Ohne auch nur im geringsten daran zu denken warum, unter welchen Umständen der Bittende in die Lage kam, die ihn zum Bettler erniedrigte, nur um ihn ohne weiteres los zu werden reicht man ihm den Pfennig. Und wie gegeben, so empfangen. Die Gefühllosigkeit des Gebers, erzeugt dieselbe Gefühllosigkeit des Nehmers. Ein Fluch wohl für den, der diesen Pfennig nicht gibt, eine Verwünschung dem, der nicht mehr gibt, als dieses Stäubchen „rote Asche"!

Jetzt naht wieder die Zeit, da wir besonders viel Gelegenheit haben werden, zu sehen, wie tausende unserer Kollegen von Haus zu Haus, von Tür zu Tür gehen müssen, um zu bitten. Die Krise, sie wird diesen Winter mehr hinaustreiben auf die Straße, als es ohnedies zu dieser Jahreszeit der Fall zu sein pflegt. Viele werden dabei sein, denen ist der Glaube an den Edelmut der Menschen schon längst ausgegangen; viele werden aber auch dabei sein, die diesen Glauben noch haben, ihnen wird er erstickt werden durch die „rote Asche". Dies zu verhüten ist wohl der Menschheit heilige Pflicht. An euch, die ihr nicht wißt, was hungern ist, ist es, diese Pflicht vor allen andern zu erfüllen. Entgegnet mir nicht, „es gibt verworfene Elemente unter den Bittenden, die die kleinste Gabe nicht wert sind", denn ihr könnt nicht wissen, ob und wieviel solcher Elemente vorhanden sind. Ihr könnt auch nicht wissen, wie sie zu solchen wurden. Jedenfalls ist kein Mensch als ein Verworfener zur Welt gekommen, wenn er es ist, so ist er es geworden. Arbeitslosigkeit und — rote Asche, sie tragen ein gut Teil Schuld daran, wenn es „Verirrte" gibt.

Unterstützt die Bestrebungen, die helfen wollen, schafft und fördert vor allem die Arbeitslosenunterstützungen. Und wenn einmal einer dieser Armen an eure Türe pocht, denkt an das Wort „rote Asche". A. D.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Zuckerverbrennung im Krankenzimmer. In einigen Ländern Europas besteht unter dem Volke der Brauch, in einem Krankenzimmer Zucker zu verbrennen. Die Aerzte haben über den Aberglauben, auf dem nach ihrer Meinung diese Sitte beruht, oft lächelnd die Achseln gezuckt, aber nichts dagegen unternommen, weil sie ihnen als eine unschädliche Selbsttäuschung erschien, die weder Nutzen noch Schaden stiften konnte. Jetzt zeigt es sich, daß in diesem Fall das einfache ungelehrte Volk das Rechte getroffen hat, allerdings ohne Zweifel unbewußt. Professor Trilbert vom Institut Pasteur in Paris hat nämlich jetzt nachgewiesen, daß bei der Verbrennung von Zucker eine Verbindung von Acetylenwasserstoff und Ameisensäure entsteht, die eines der kräftigsten, keimtötenden Gase bildet. Der Forscher verbrannte 5 Gramm Zucker unter einer Glasglocke, die einen Rauminhalt von etwa 2½ Litern bot. Nachdem die entstandenen Dämpfe sich abgekühlt hatten, wurden Bazillen des Typhus, der Tuberkulose, der Cholera, der Pocken usw. in offenen Glasröhren unter die Glocke gebracht und binnen einer halben Stunde waren sie sämtlich abgetötet. Man kann die Wirkung der bei der Verbrennung von Zucker entstehenden Gase auch noch durch einen anderen hübschen Versuch erkennen. Wenn ein Stück Zucker in einem geschlossenen Gefäß verbrannt wird, das heftig riechendes verfaultes Fleisch oder den für die Nase vielleicht noch entsetzlicheren Inhalt verfaulter Eier birgt, so verschwindet der unerträgliche Geruch sofort. Vielleicht beruht auf einer zufälligen Erkenntnis einer derartigen Tatsache jener Volksglaube.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg